

Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernt man?!

Referat auf der ASBH Tagung „Hydrocephalus bei Schülern“ am 6.2.2010 in Berlin (Erfahrungsbericht)

Zunächst möchte ich mich vorstellen: Ich bin 28 Jahre alt und habe einen isolierten Hydrocephalus internus. Ich entstamme einer klassischen deutschen Kleinfamilie: Vater, Mutter, Prinz und zweitgeborene Prinzessin.

Der Hydrocephalus wurde schon vor der Geburt entdeckt. Die Ventilimplantation mit Ableitung in den rechten Herzvorhof erfolgte am Tag nach der Geburt. Etwa sechs Monate später musste die Ableitung verlängert werden, diesmal in den Bauchraum. Soviel zu den Eckdaten.

Abgesehen davon war ich ein normaler Säugling und später ein normales Kleinkind. Nur die wöchentlichen Arzt- und/oder Therapietermine trübten diesen Eindruck etwas.

Nun soll ich hier von meinen Erfahrungen mit schulischer Integration berichten. Dazu möchte ich anmerken, dass das Problem der Integration nicht erst mit der Einschulung aktuell wird, sondern schon mit dem Eintritt in den Kindergarten. Schon hier tauchen die ersten Schwierigkeiten auf. Aus diesem Grund beginne ich meinen Vortrag mit der Kindergartenzeit.

Unser großes Glück in dieser Zeit war, dass mein älterer Bruder bereits einen Kindergarten besuchte, und mich dessen Erzieherin somit schon vorher kannte. Diese Erzieherin hatte mich schon im Kinderwagen in ihr Herz geschlossen und ich sie ab einem gewissen Alter ebenso. Auf diese Weise legte sie schon den ersten Grundstein für den Besuch des Regelkindergartens und es war klar, ich gehe in diesen Kindergarten und überhaupt nur zu dieser Kindergärtnerin. Auch die Kindergartenleitung stand dem Vorhaben offen gegenüber. O-Ton: „Wenn die Erzieherin das so sagt, dann machen wir das auch so.“. So kam ich mit dreieinhalb Jahren, zunächst zwei Tage die Woche zum Eingewöhnen, stolz wie Bolle zu ihr in die Gruppe und später dann täglich und war ein ganz normales Kind – bis zu dem Tag, an dem ein Anruf des Beratungs- und Behandlungszentrums, in dem ich Krankengymnastik und Ergotherapie erhielt, meine Mutter unsanft aus unserer Welt riss. Zu diesem Zentrum gehörte nämlich auch ein heilpädagogischer Kindergarten, und für mich war dort ohne das Wissen meiner Eltern ein Platz reserviert worden. Zum ersten Mal wurde meinen Eltern so richtig bewusst, dass man Kinder wie mich sehr schnell in gewisse „Schubladen“ steckt. Die Leiterin des heilpädagogischen Kindergartens zeigte sich wenig begeistert davon, dass ich bereits einen Regelkindergarten besuchte - und das offensichtlich, ohne dass ich Schaden dabei nahm – im Gegenteil, ich ging dort jedes Mal voll Begeisterung hin und wehe, meine sonst nicht weniger geliebte Krankengymnastin „stahl“ mir etwas von meiner kostbaren Kindergartenzeit! Der Zentrumspsychologe und meine Ergotherapeutin besuchten mich daraufhin zwei Tage vor Ort, um sich davon zu überzeugen, dass es mir wirklich gut ging, und man einigte sich darauf, dass ich weiter in diesen Kindergarten gehen könne, solange ich keine Rückschritte machen würde. Das sollte jedoch nicht der einzige Stein gewesen sein, den man mir in meine Kindergartenzeit legte.

In dem Jahr, in dem ich eingeschult werden sollte, standen eine Mandel-OP und eine Ventilrevision auf dem Programm. Deshalb, und weil ich nach wie vor leicht entwicklungsverzögert war, wollten mich meine Eltern ein Jahr vom Schulbesuch zurückstellen lassen. Der Zentrumspsychologe hielt davon überhaupt nichts, sondern er empfahl meinen Eltern, mich zum jetzigen Zeitpunkt und zwar entweder in der

Diagnose-/Förderklasse oder im Förderzentrum körperliche und motorische Entwicklung einzuschulen. Wenn man so günstig wie wir wohnt, hat man ja in so einem Fall die besten „Möglichkeiten“. Es sind alle Fachdisziplinen vor Ort. Meine Eltern haben sich von Anfang an klar gegen diese Empfehlung gestellt, zumal die Meinung meines behandelnden Kinderchirurgen in München ganz klar in die Richtung ging: „So normal wie möglich!“ So ging meine Mutter mit mir am Einschulungstag in die örtliche Grundschule, um ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen. Hier nahm die Tragikomödie ihren Lauf. In dem Klassenzimmer saßen zwei Lehrkräfte. Während die eine Lehrkraft mit mir verschiedene Schulreifetests machte, die ich zu allem Überfluss auch noch mit Bravour hinter mich brachte, versuchte die andere vergeblich, meine Mutter von den Vorzügen der Einschulung in die DFK und der SVE zu überzeugen, da man in meinem Fall im Regelkindergarten nichts lernen könne. Ich wurde zunächst für schulreif erklärt, da sie nicht wussten, weswegen sie mich zurückstellen sollten. (Frühgeburtlichkeit, und mehrere Operationen, die mich in meiner Entwicklung hinderten, waren wohl nicht genug) Allerdings legten sie meiner Mutter nahe, mich in die DFK einzuschulen, da man mich ja dann immer noch nach dem ersten Jahr an die Grundschule zurück überweisen könne. Dem stand meine Mutter sehr skeptisch gegenüber, zumal sie schon von anderen Eltern und Lehrern erfahren hatte, dass das bis dahin noch nie der Fall gewesen war. Diese Erfahrungen bestätigten sich später, als zwei meiner Kindergartenfreundinnen von der Grundschule in die DFK überwiesen wurden. Die Rückführung in die Parallelklassen scheiterte in beiden Fällen an den Grundschullehrerinnen, die sich keinerlei Mühe gaben, den beiden den Start zu erleichtern. Meine Mutter vereinbarte, dass uns die Entscheidung schriftlich zugeleitet werde, wobei von Anfang an klar war, dass meine Eltern gegebenenfalls weitere Schritte in die Wege leiten würden. Überraschenderweise wurde ich doch vom Schulbesuch um ein Jahr zurückgestellt, und zwar mit genau der Begründung, die ihnen meine Mutter sozusagen in den Mund gelegt hatte. Somit war ich ein weiteres Jahr Kindergartenkind, bis zu dem Tag, an dem ein Herr aus einer SVE kam, um sich die Kinder in meinem Kindergarten anzusehen und ich natürlich sofort auffiel, weil ich beim Umblättern von Bilderbüchern, beim Schneiden von Papier und bei weiteren Dingen so meine Schwierigkeiten hatte. Daraufhin vereinbarte er mit meinen Eltern einen Beratungstermin bei uns zu Hause, um mit ihnen über meine Schwierigkeiten und die Möglichkeiten, die seine Einrichtung zu bieten hätte, zu sprechen. Meine Eltern sind und waren trotz der klaren Linie, die sie verfolgten, grundsätzlich offen für Anregungen. So vereinbarten sie einen Besichtigungstermin in der Einrichtung, zu dem zu ihrer Freude auch meine Kindergärtnerin mitkommen wollte. Gesagt, getan: Die drei Erwachsenen verbrachten einen Freitag Vormittag in dieser SVE zur besten Erdbeerzeit. Dieser Besuch hat zumindest bei meinen Eltern bis heute einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Denn, was sie dort zu sehen bekamen, hatte wenig mit dem Kindergarten zu tun, den sie bis dato kannten. Der Tagesablauf unterschied sich sehr deutlich. Der Tag begann damit, dass die fünf Kinder (bei mir in der Gruppe waren es 26) sich im Morgenkreis begrüßten und jeder erzählen musste, was er in der Zeit von 16:00 am Vortag bis zum Beginn des neuen Kindergartenabends gemacht hatte. Ein Kind verweigerte sich offensichtlich und wurde so lange in Ruhe gelassen, bis alle anderen erzählt hatten. Dann versuchten die Erzieher weiter hartnäckig, das Kind zum Erzählen zu bewegen, was jedoch erfolglos blieb und toleriert, jedoch nicht akzeptiert wurde. Anschließend sprachen sie darüber, was sie die Woche über mit den Erdbeeren gemacht hätten und was sie in der folgenden Woche machen könnten. Dann gingen die Kinder gemeinschaftlich auf die Toilette und machten Brotzeit. Währenddessen

wurde meinen Eltern die Einrichtung gezeigt und der Wochenablauf erklärt. Meinen Eltern fiel ganz stark auf, dass die Zeit des Freispiels, die bei mir im Kindergarten sehr großzügig bemessen war, hier so gut wie nicht vorhanden war. Die Kinder wurden hier insofern auf die Schule vorbereitet, dass ihr Alltag genauso durchstrukturiert war wie der Alltag auf einer Förderschule, ansonsten standen die Kinder immer unter Beobachtung eines Erwachsenen. Im Einvernehmen mit meiner Kindergärtnerin entschieden sich meine Eltern gegen die Einrichtung, da sie und meine Kindergärtnerin der Ansicht waren, dass meine Schwierigkeiten durchaus auch im Regelkindergarten zu bewältigen seien, und meine Eltern sich beim besten Willen nicht vorstellen konnten, dass es mir in einem solchen Kindergarten gefallen könnte. Aus meiner heutigen Perspektive muss ich meinen Eltern Recht geben, denn auch wenn es durchaus Kinder gibt, die diese Strukturen brauchen, verhindern sie jedoch, dass das Kind einen „normalen“ Alltag erfährt, wie ihn gleichaltrige Kinder erleben dürfen.

Jedenfalls durfte ich Gott sei Dank bei „meiner“ Kindergärtnerin bleiben. Wegen der äußerst kontroversen Ansichten unter den Fachleuten, mit denen ich als Kind zu tun hatte – der Kinderchirurg und die Entwicklungssprechstunde standen hinter meinen Eltern, das Behandlungs- und Beratungszentrum überhaupt nicht – informierten sich meine Eltern bezüglich meiner Schullaufbahn in alle Richtungen im verbleibenden Kindergartenjahr. Das Montessori-Konzept erschien ihnen denkbar für mich, schied jedoch aus finanziellen Gründen und wegen des übermäßigen Elterneinsatzes, der gefordert wurde, aus. Um die Expertenmeinung des Beratungs- und Behandlungszentrums nicht gänzlich in den Wind zu schießen, unternahmen wir, da wir ja sooo günstig wohnen, eines Samstags einen Familienausflug zum Tag der offenen Tür der KB-Schule vor Ort. Um mich in keinsten Weise zu beeinflussen, wurde uns Kindern im übrigen nicht vorher gesagt, um welche Art von Einrichtung es sich handelte. Mein Bruder hätte mich sonst vorher garantiert eingehend „aufgeklärt“. Vor Ort war ich als eingefleischte Wasserratte zwar restlos begeistert vom schuleigenen Hallenbad, ansonsten hielt sich meine Begeisterung in Grenzen, was ich meinen Eltern und unserem Kinderarzt, der uns auf dem Schulgelände begegnete, lautstark verkündete mit den Worten: „in diese Schule gehe ich nicht. Ich gehe nur da hin, wo mein Bruder ist.“ Meine Eltern wechselten nur kurze Blicke und unser Kinderarzt war sprachlos.

Meine Eltern entschieden sich schlussendlich dafür, den Normalweg zu versuchen und schulten mich an unserer neuen Sprengelschule ein. Sie besaßen jedoch die Frechheit, zum einen meine Behinderung zunächst zu verschweigen, da ihnen bewusst war, dass ich sonst nicht genommen würde – denn man hat ja alle Fachrichtungen vor Ort – und zum anderen den Wunsch zu äußern, vor dem ersten Schultag Kontakt mit meiner zukünftigen Lehrerin aufnehmen zu dürfen. Dies rief große Empörung hervor, da es so etwas noch nie gegeben habe. Die Schulleitung wollte wissen, warum sie mit meiner Lehrerin sprechen wollten, da man ja alles für die Schülerakte angeben könne, ließ sich aber nach einer Ewigkeit weich kochen. Meine Eltern durften somit einen Tag vor Schulbeginn mit meiner zukünftigen Lehrerin sprechen.

Die Lehrkraft hat sich alles angehört und bat meine Eltern, ihr vier bis sechs Wochen Zeit zu geben, mich zu beobachten. Meine Mutter war dann noch vor den Herbstferien bei ihr in der Sprechstunde und die Lehrerin bestärkte sie, dass dieser Weg auch ihrer Ansicht nach der richtige ist. Sie vereinbarten, dass sie regelmäßig in Kontakt traten, notfalls auch telefonisch, falls etwas außergewöhnliches vorkommen sollte. Bei diesen regelmäßigen Terminen nahm sie sich generell mehr Zeit als für die anderen Mütter und bemühte sich auch, meiner Mutter mit nützlichen Tipps zu den

Hausaufgaben zu helfen (z. B. zum Zeitmanagement, da ich bei den Hausaufgaben oft Stunden dasaß und aus dem Fenster starrte, anstatt in die Puschen zu kommen; Verwendung eines Tintenrollers statt eines Füllers, da ich sehr verkrampft schrieb und die Feder spaltete) und gemeinsam zu überlegen, wie man im Schulalltag mit meiner angelernten Linkshändigkeit umgehen könne. Der Sportlehrer wurde ebenfalls über mein Handicap informiert, allerdings durfte und sollte ich alles mitmachen, was man mir motorisch zutrauen konnte. So verliefen die ersten zwei Schuljahre reibungslos.

Spannender wurde es in der dritten und vierten Klasse. Die dritte Klasse begann damit, dass wir von einem zwar hochmusikalischen aber ansonsten total unmotivierten Lehrer unterrichtet wurden, bis sich unsere eigentliche Klassenlehrerin aus dem Krankenstand zurückmeldete. Diese Lehrkraft war äußerst engstirnig und konservativ und konnte mit der Situation, ein Kind mit Behinderung unterrichten zu müssen, nicht umgehen. Sie begann relativ bald damit, mich aufgrund meiner Behinderung auszugrenzen. War es die ersten beiden Schuljahre selbstverständlich, dass ich am Sportunterricht teilnahm, erwirkte diese Lehrkraft, die bei uns selbst Sportunterricht gab, dass ich vom Sportunterricht „befreit“ wurde, ohne Rücksprache mit meinen Eltern zu halten. Erst als ich eines Tages von der Schule kam und berichtete, dass mir die Teilnahme am Sport verwehrt wurde, erfuhren meine Eltern auf Nachfrage davon. Die Begründung für die Sportbefreiung war, dass ihr die Verantwortung zu groß ist, da sie ja noch weitere Schüler hätte. Die Sportbefreiung konnten meine Eltern nicht rückgängig machen, jedoch konnten sie zunächst durchsetzen, dass ich in der Zeit nicht in eine andere Klasse musste, sondern in der Turnhalle lesen oder bei Randstunden später kommen bzw. früher gehen durfte. Im zweiten Halbjahr der dritten Klasse fehlte ich aufgrund einer Ventilrevision und weiterer Folgekrankenhausaufenthalte sehr viel. Auf die Bitte meiner Mutter, Schulunterlagen von der Lehrkraft zu bekommen, damit ich den Lernstoff nachlernen konnte, kam generell die Antwort, ich solle erst mal gesund werden. War ich dann aber „gesund“ und in der Schule, erwartete sie von mir, dass ich auf dem gleichen Wissensstand war wie die übrige Klasse. Nur dank der Unterstützung einer befreundeten Grundschullehrerin, die zufällig auch gerade eine dritte Klasse unterrichtete, konnten wir verhindern, dass sich Wissenslücken aufbauen konnten, da sie uns sowohl die Unterlagen ihrer Tochter, die in meine Klasse ging, zur Verfügung stellte, als auch selbst einige Male mit mir übte. Im Nachhinein gesehen versuchte meine Klassenlehrerin wohl mit allen Mitteln, mich abzuschieben. In der vierten Klasse ging der Terror munter weiter. Meine Eltern hatten deshalb mit der Lehrkraft und dem Rektor mehrere Gespräche, die allerdings keine Veränderung bewirkten.

Als es um die Frage nach der weiterführenden Schule ging, standen meine Eltern sozusagen zwischen den Fronten. Auf der einen Seite stand die Tochter, die massiv für sich einforderte, aufs Gymnasium gehen zu dürfen, auf der anderen Seite stand die Klassenlehrerin, die eben dies mit allen Mitteln verhindern wollte, indem sie Proben unter fadenscheinigen Gründen herabkorrigierte. Dabei waren meine Leistungen die ganze Zeit so, dass ich in jedem Fall den Notendurchschnitt für das Gymnasium gehabt hätte. Bei einer Mathematikprobe erhielt ich nur wegen der Tatsache, dass ich Teilüberschriften anders formulierte als sie, eine „2“, obwohl sowohl klar ersichtlich wurde, was ich gerade rechnete, als auch sämtliche Rechenergebnisse richtig waren. Meine Mutter ging erneut zu ihr in die Sprechstunde. Bei diesem Gespräch ließ die gute Frau verlauten, dass wir froh sein sollten, dass sie mich nur auf eine „2“ herab korrigierte, denn mit dieser Krakelschrift wäre eine „3“ noch gut genug gewesen. Außerdem erlaubte ich mir, mitten in der

Rechnung das Blatt umzudrehen und weiter zu schreiben, da mir auf der Vorderseite der Platz ausging. Somit musste sie bei der Korrektur das Blatt umdrehen um meine Ergebnisse überprüfen zu können. Daraufhin wurden meine Eltern sehr massiv. Zunächst ging meine Mutter zum Schulleiter, der ihr erklärte, sie solle froh sein, eine so engagierte und konsequente Lehrkraft zu haben, da wir auf diese Weise optimal auf strukturiertes Arbeiten vorbereitet würden, wie es an den weiterführenden Schulen gebraucht werde. Daraufhin schaltete meine Mutter das Schulamt ein. Der Schulrat stellte sich zunächst hinter meine Eltern, da bei einer Mathematikprobe die Schrift und die Teilüberschriften kein Bewertungskriterium seien, solange alles lesbar und folgerichtig sei. Nach einem Gespräch mit dem Schulleiter und der Lehrkraft signalisierte das Schulamt, dass sie für weitere Gespräche nicht mehr zur Verfügung stehen. Die weitere Abklärung solle mit der Schule stattfinden. Die Reaktion meiner Lehrerin auf die Gespräche mit dem Schulamt war ein weiterer Hammer. Da ich ja unfreiwillig vom Sportunterricht befreit war, wollte ich die Zeit währenddessen dazu nutzen, für ein Fach, das nicht von ihr unterrichtet wurde, zu lernen. Als meine Lehrerin das bemerkte, nahm sie zum einen mein Heft an sich, zum anderen schickte sie mich entgegen der Abmachung, mich im Klassenverband zu belassen, in eine andere Klasse.

Es gab daraufhin erneut ein Krisengespräch beim Schulleiter, bei dem mein Vater drohte, die Öffentlichkeit einzuschalten. Daraufhin muss der Schulleiter meiner Klassenlehrerin so ins Gewissen geredet haben, dass sie einen Tag später für den Rest des Schuljahres krank war. Es kam eine sehr nette und engagierte mobile Reserve, die unsere Klasse bis zum Ende des Schuljahres übernahm. Nachdem sie uns ein bis zwei Wochen unterrichtet hatte, wurde sie von meiner Mutter über meine Erkrankung informiert. Sie bat, mich noch eine Zeit lang beobachten zu dürfen, da ich bis dahin nicht weiter aufgefallen sei und meine Mutter mit ihr auch ganz offen darüber geredet hatte, dass ich unbedingt aufs Gymnasium wollte. Diese Lehrerin riet meinen Eltern nach einer weiteren Beobachtungszeit, am Gymnasium einen Versuch zu starten, da sie den Eindruck hatte, dass ich zwar für manche Dinge länger brauche, wenn man mir aber diese Zeit gibt, bin ich imstande, das selbe zu leisten, wie alle anderen. Da meine Eltern weiterhin im Zweifel waren, baten sie beim Schulleiter des Gymnasiums am Ort um einen Gesprächstermin. Bei diesem Termin unterhielt sich der Schulleiter sehr lange mit mir allein und riet meinen Eltern hinterher ebenfalls, dass ich es probieren sollte. Daraufhin meldeten mich meine Eltern am Gymnasium an.

Durchweg positiv war während der gesamten Grundschulzeit die Zusammenarbeit mit der Handarbeitslehrerin. Zum einen bewertete sie mich nach meinen Bemühungen während des Unterrichts und bei den Hausaufgaben, zum anderen bekam ich grundsätzlich noch mal eine Extra-Einweisung, da ich ja alles seitenverkehrt machte. Als es ums Häkeln und Stricken ging, erlaubte sie meiner Mutter, mich zu Hause zu unterstützen, damit ich zeitgleich mit den anderen fertig werde.

Nach den Sommerferien startete ich am Gymnasium. Meine Lehrer wurden je nach Notwendigkeit informiert. Mit meiner Sportlehrerin führte meine Mutter noch vor der ersten Sportstunde ein Informationsgespräch. Nach ein paar Wochen ging sie noch einmal in die Sprechstunde, um zu hören, wie es denn so lief. Bei diesem Gespräch entschuldigte sich die Sportlehrerin bei meiner Mutter zunächst dafür, dass sie sie nach der ersten Sportstunde, in der ich auf sie sehr fit wirkte, für eine überfürsorgliche Mutter hielt. Denn als wir Seilsprangen und Ball spielten, wurde es für sie erst klar, dass ich wirklich motorische Probleme hatte. Abgesehen davon verliefen die ersten drei Schuljahre am Gymnasium reibungslos, was die Lehrer

betraf. Tauchten Probleme auf, konnte man mit jedem Lehrer reden und es wurde nach Lösungen gesucht. Lediglich mit meinen Klassenkameraden hatte ich kleinere bis größere Probleme. Gerade im Sportunterricht wurde ich gerne ausgegrenzt, weil ich absolut nicht mithalten konnte. Verlor die Mannschaft, der ich zugeteilt wurde, war ich sehr oft der Sündenbock für meine Klassenkameradinnen.

In der achten Klasse bekam ich eine Sportlehrerin, die mit meiner Behinderung nicht wirklich umgehen konnte. Selbst mehrere Gespräche, die meine Mutter mit ihr führte, änderten nichts daran, dass sie mich mit schlechten Noten „bestrafte“. Meine Mutter gab es schließlich auf, da es sich ja „nur“ um Sport handelte. In diesem Jahr war das Verhältnis zu meinen Klassenkameradinnen etwas besser, da wir ein gemeinsames Hassobjekt hatten. Selbst unsere Sportskanonen konnten die Sportlehrerin nicht leiden, so dass sie eher zu mir hielten. Glücklicherweise hatte ich diese Lehrerin nur ein Jahr. Abgesehen davon war das Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule sehr gut.

Allerdings wuchs die Schulleitung in der Kollegstufe über sich hinaus. In der dreizehnten Klasse hatte ich innerhalb kurzer Zeit mehrere Shuntrevisionen, so dass ich nicht zum Abitur antreten konnte. Der Schulleiter, der meine Vorgeschichte ja kannte, leitete sowohl in die Wege, dass ich für schriftliche Prüfungen Arbeitszeitverlängerung bekam, als auch, dass das Wiederholungsjahr nicht als klassisches Wiederholen gezählt wurde. Es wurde mir vom Gesundheitsamt eine Arbeitszeitverlängerung von 30% zugestanden. Da es sich abzeichnete, dass ich die Schule nicht mehr in vollem Umfang besuchen konnte, musste mit der neuen Schulleitung ein Weg gefunden werden, wie ich trotzdem auf meine Leistungsnachweise komme. Es wurde schließlich vereinbart, dass ich in die vier Abiturfächer gehe, und die Nichtabiturfächer je nach Befindlichkeit besuche. Er setzte die betreffenden Lehrer davon in Kenntnis und ich vereinbarte mit meinen Lehrern, dass ich in die Nicht-Abiturfächer wenigstens zweimal hintereinander ging, damit mich die Lehrer abfragen konnten, um so mündliche Noten von mir zu erhalten. Den Lernstoff lernte ich zu Hause nach meinem Rhythmus nach. Die nötigen Unterlagen erhielt ich sowohl von den Lehrern als auch von hilfsbereiten Mitschülern. Für das Abitur bekam ich bei den schriftlichen Prüfungen einen eigenen Raum zugeteilt und es wurde mir erlaubt, die Klausuren mit verschiedenen farbigen Stiften zu schreiben. Dazu riet mir meine damalige Neuropsychologin, da auf diese Art und Weise die Aufmerksamkeit immer wieder aktiviert würde.

So kam ich schließlich zum Abitur, das ich trotz aller Strapazen und entgegen allen ärztlichen Zweifeln bestand. Im Anschluss daran studierte ich Lehramt für Sonderschulen in München, wobei ich auch hier Arbeitszeitverlängerung bekam und viel auf die Unterstützung meiner Kommilitonen angewiesen war. Denn viele Lehrveranstaltungen konnte ich nicht besuchen, weil ich zu erschöpft war, und mitunter war ich auch nur körperlich anwesend. Dank meiner Willenskraft und trotz vieler Entbehrungen (Stell dir vor, andere feiern und du kannst nicht hin), konnte ich das Studium erfolgreich beenden und bin nun im ersten Jahr des Referendariats.

Hier möchte ich meinen Bericht mit einem Fazit beenden. Rückblickend muss ich feststellen, dass man als Kind mit Behinderung ein engagiertes und starkes Elternhaus braucht, um sich bestmöglich entwickeln zu können. Hätten meine Eltern nur an einer Stelle Schwäche gezeigt oder sich einschüchtern lassen, wäre dieser Weg nicht möglich gewesen. Jetzt, da ich selbst an einer Förderschule unterrichte, bin ich unendlich froh, dass mir dieser Weg erspart blieb. Dies soll kein Affront gegen diejenigen sein, deren Kind eine Förderschule besucht.

Aber eigenartigerweise bekam eine meiner Kindergartenfreundinnen in Bayern in der Regelschule keinen Fuß auf den Boden, weil die geplante Rückführung trotz aller Bemühungen seitens der Eltern scheiterte. Als die Familie beruflich nach Kanada auswanderte, wendete sich dagegen das Blatt. Die ehemalige Förderschülerin lernte innerhalb kürzester Zeit Englisch, erwarb einen High-School-Abschluss und unterrichtet nun Sprachen. Dies wäre in Deutschland so nicht möglich gewesen. Umso erfreuter war ich, als ich während meines Studiums ein Praktikum in einer sogenannten Koop-Klasse machte. Leider wurde dieses Modell wieder eingestellt. Gleichzeitig bin ich überzeugt davon, dass Förderschulen durchaus ihre Berechtigung haben. Ich habe trotzdem leider immer wieder das Gefühl, dass man eher versucht, Schüler wie uns aus dem Regelschulbereich heraus zu halten, was auch immer wieder klar zum Ausdruck gebracht wird. Nicht selten muss ich mir schon von Lehramtsstudenten anhören, dass sie froh sind, dass es Förderschulen gibt, denn dann müssen sie sich nicht mit Kindern mit erhöhtem Förderbedarf auseinandersetzen. Das ist meines Erachtens ein Armutszeugnis für das deutsche Schulsystem.

Vielen Dank für ihre Aufmerksamkeit!

Die Referentin ist Mitglied in der ASBH und möchte in der Veröffentlichung des Vortrags nicht genannt werden